Christian Fleck

Verblichene Röte auf grauem Hintergrund: Ein Vierteljahrhundert ÖZS

Es muss wohl ein Sonntagnachmittag gewesen sein, als ich das erste Mal von einer „Österreichischen Zeitschrift für Soziologie" hörte. Der Rundfunk strahlte an diesem Tag eine Wissenschaftssendung aus, die zu hören ich mir angewöhnt hatte, wenn nicht Wichtigeres dagegen sprach. Warum ich mich an die kurze Meldung erinnere, in der berichtet wurde, dass die mir unbekannte „Österreichische Gesellschaft für Soziologie" beschlossen habe, eine eigene Zeitschrift herauszugeben, weiß ich nicht. Ziemlich sicher wurden ein paar Namen genannt, die mir vertraut klangen. Jedenfalls beschloss ich, diese Zeitschrift zu abonnieren. Und dabei blieb es bis zum heutigen Tag.

Aufgefordert, zu einem „Jubelheft" 25 Jahre ÖZS etwas beizutragen, habe ich nichts Besseres anzubieten als Gedanken eines Gelegenheitslesers und fallweisen Autors.

Beginnen wir also mit dem Titel: Österreichische . . .

Vor fünfundzwanzig Jahren irritierte mich die geografisch-kulturelle Etikettierung dieser Zeitschrift nicht. Warum sollten österreichische Soziologen sich nicht ein Organ schaffen, um heimische Produkte veröffentlichen zu können und sie einem heimatlichen Publikum nahe zu bringen? Im Rückblick stellen sich aber zwei Fragen: Warum erst 1975 und warum partout die Anmaßung, sich an die ganze Nation zu wenden oder diese zu repräsentieren?

Die erste Frage ist tückischer, als sie beim ersten Hinschauen erscheinen mag. Damals wusste ich gewiss nahezu nichts über die Geschichte der Soziologie in Österreich. Das hat sich mittlerweile ein wenig gebessert, sodass diese Frage einen weiten Horizont eröffnet, von dem nur die wichtigsten Eckpunkte hier knapp in Erinnerung gerufen werden sollen. Mitte der 70er Jahre gab es in Österreich tatsächlich so etwas wie Soziologen. Seit 1966 konnte man in Wien und Linz dieses Fach studieren und die ersten Kohorten von Absolventen hat-

ten die Universität schon hinter sich. Das Institut für Höhere Studien (IHS), das damals noch Ford-Institut genannt wurde, hatte sich so weit von seinen Geburtsfehlern emanzipiert, dass es sich als Ort, an dem die Emanzipation gleichsam zu Hause war, etablieren konnte. Seine ersten Scholaren hatten ihre Diplome in der Tasche und wurden an den wenigen Uni-Instituten, die es damals gab, eingestellt, falls sie sich nicht mit den dortigen Herren zerkriegt hatten. In diesem Fall boten die Ministerial- und andere Bürokratien attraktive Alternativen, die sich in the long run wohl als die besseren, will heißen hinsichtlich der damals kollektiv geteilten Gestaltungsabsicht erfolgversprechenderen herausstellten.

Die Soziologie und ihre Schwester, die Politologie, eroberten in Österreich erst sehr spät einen Platz in der akademischen Welt. Warum wurde nicht schon, sagen wir 1910 eine ÖZS gegründet und warum nicht 1925 oder wenigsten 1950?

Bekanntlich gründeten 1907 einige, später bekannte Personen in Wien eine Soziologische Gesellschaft und im Jahr darauf geschah Gleiches in der steirischen Provinzhauptstadt. Beide Vereine blieben Zeit ihrer nicht allzu lange währenden Aktivitäten in einem vor-professionellen Stadium stecken. Zwar verkündeten die Wiener rund um den Gymnasiallehrer und Privatdozenten Wilhelm Jerusalem und den rührigen Privatgelehrten Rudolf Goldscheid, der nie ein Studium beendet hatte, ihre Absicht, für die Verankerung der Soziologie in den universitären Studien einzutreten, aber in Ermangelung des nötigen sozialen Kapitals waren ihre Bemühungen nie von Erfolg gekrönt. Die Art von Soziologie, für die sich diese Gründer einsetzten, war nicht der Art, dass eine Zeitschrift im heutigen Stil das passende Sprachrohr dargestellt hätte: Vornehmlich ging es ihnen darum, ihre philosophischen und sozialreformerischen Weltsichten um die neue soziologische zu ergänzen; die beliebtesten Textsorten, deren sich diese Autoren bedienten, waren der Essay, die gelehrte Umkreisung eines Themas, bei welcher gesellschaftliche Einflussgrößen mit bedacht wurden, und die historische Betrachtungsweise, teils unter Rückgriff auf die damals modische Darwin'sche Entwicklungslehre, teils in mehr oder weniger ausdrücklicher Bezugnahme auf Motive, die aus dem Umfeld der materialistischen Sozialtheorie stammten. Sozialstatistische Berichte über die Lage dieser oder jener Gruppe der Bevölkerung fand man, wenn sie einen wissenschaftlichen Anstrich hatten, in den Veröffentlichungen des Vereins für Socialpolitik oder in den Feuilletons der Wiener Tages- und Wochenzeitungen, wenn es sich um Vorläufer der Sozialreportage handelte. Für die wissenschaftlichen Debattenbeiträge hatte man in diesen Jahren genügend deutsche Zeitschriften, allen voran das in Heidelberg redigierte „Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik". Eine eigene österreichische Zeitschrift zu gründen schien durchaus entbehrlich.

Das änderte sich auch nicht in der Ersten Republik, als die früheren Proponenten der Soziologie sich anderen Tätigkeiten zuwandten oder als frei schaffende Schriftsteller weiterhin marginalisiert blieben. In diesen Jahren blühte die Broschürenliteratur. Abhandlungen, die für das Feuilleton oder wissenschaftliche Zeitschriften zu lang waren, erschienen, teils in Schriftenreihen, teils als Einzeldrucke in einem Umfang, der deutlich geringer war als jener von Büchern. Diesem Genre entsprachen auch die ersten empirischen Studien, unter denen jene von Käthe Leichter besonders erwähnenswert sind, nicht weil sie methodisch im technischen Sinne originell gewesen wären, sondern weil sich in ihnen eine bemerkenswerte Qualität der Primärerfahrung mit dem sozialen Feld mit einem ausdrücklichen sozialpolitischen Anliegen paarte. In den Organen der Arbeiterbewegung, dem sozialdemokratischen Theorieorgan „Der Kampf" und der von der Kammer für Arbeiter und Angestellte herausgegebenen Monatszeitschrift „Arbeit und Wirtschaft", veröffentlichten Autoren, deren sozialwissenschaftliche Ausbildung rudimentär war, Artikel von zum Teil beachtlichem soziologischen Gehalt. Alle diese Veröffentlichungen – und man kann die traditionellen aus dem christlich-sozialen Umfeld und jene der Neo-Romantiker des Spann-Zirkels ruhig dazu rechnen – wandten sich aber nicht an ein professionelles Auditorium, sondern an bildungsbürgerliche Leserinnen und Leser oder an Parteigenossen.

So weit es ein wissenschaftliches Publikum überhaupt schon gab, war dieses kein österreichisches, sondern das deutsche, das damals noch nicht als deutschsprachiges benannt werden musste, um nationale Animositäten hintan zu halten.

Das änderte sich erst nach dem Ende der Nazi-Herrschaft, als eine Fortführung der einen Kultur(-Nation), und sei es nur der wissenschaftlichen Kommunikation wegen, nicht mehr erwünscht war. Die 1950 gegründete Österreichische Gesellschaft für Soziologie hieß denn auch genau aus diesem Grund so. Zur Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift reichte das im Land verbliebene aggregierte Bildungskapital lange nicht, und die wenigen, die meinten, etwas veröffentlichen zu wollen, fanden mit den beiden Organen, deren Titel ein Programm verkündeten, leichterdings das Auslangen („Wissenschaft und Weltbild" und „Wort und Wahrheit"). Die Sozialisten hatten kein Bedürfnis nach sozialwissenschaftlicher Reflexion oder Debatte ihrer Politik. Wohl auch, weil man hierbei allzu leicht an jene erinnert worden wäre, die außer Landes getrieben worden waren. Dafür trugen die Sozialisten zwar nicht die Verantwortung, aber sie hielten die Vertreibung keineswegs für das schlimmste Ergebnis der eben beseitigten Diktatur. Das Gegenteil ist wohl eher richtig: Weg waren sie und schuld war man auch nicht daran. Das theoretische Organ der SPÖ, mit dem wohltönenden Titel „Die Zukunft", sah dementsprechend aus.

Es sollte bekanntlich dreier Jahrzehnte und ausländischer Hilfe, internationaler Debatten über die Bildungsreform und anderer Einflüsse mehr bedürfen, bis sich eine kritische Masse von Soziologen gebildet hatte, die daran gingen, für ihre eigenen Arbeiten ein Organ zu gründen.

Doch warum, partout Österreichische . . .

„Die Zeitschrift der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie ist die Zeitschrift der Mitglieder dieser Gesellschaft" heißt es ein wenig mehrdeutig im Vorwort zum Heft 1 des 1. Jahrgangs der ÖZS, das von „Herausgeber(n) und Redaktion" gezeichnet ist und sich, der „Soziologie in Österreich", zugute hält, „nicht nur wissenschaftliche Anerkennung erworben, sondern auch Eingang in zahlreiche Bereiche gesellschaftlicher und politischer Praxis (gefunden)" zu haben. Die „Vielfalt theoretischer und methodischer Positionen" wolle man zum Ausdruck bringen und „wenn (sich) schließlich eine systematische Einflussnahme ergeben sollte, dann soll sie eher in Richtung einer Bevorzugung weniger etablierter Autoren gehen."

Die ganze Wahrheit war das nicht und besonders gut formuliert war es auch nicht. Der Vorstand der ÖGS, der von Anbeginn an als Herausgeber der neuen Zeitschrift fungierte, setzte sich damals zusammen aus einem o. Universitätsprofessor (Kurt Freisitzer), seinem kurzzeitigen ehemaligen Assistenten, der mittlerweile zum Leiter eines Forschungsinstituts aufgestiegen war (Heinz Steinert), einem des Amts enthobenen und mit Lehrverbot belegten Priester (Adolf Holl), einem sozialdemokratischen Nationalratsabgeordneten, der gerade aus der Meinungsforschung in das Parteisekretariat gewechselt war (Karl Blecha) und einem ehemaligen Universitätsassistenten, der nun in der Bildungsarbeit der Arbeiterkammer tätig war (Otto Saipt). Der fünfköpfigen Redaktion gehörten neben Scholaren und Assistenten des IHS ehemalige Universitätsassistenten an (Marina Fischer-Kowalski, Albert Kaufmann, Eva Köckeis-Stangl, Willi Koldus und Silvio Lehmann).

Neben der Anbindung an das IHS und der mehrheitlichen Zugehörigkeit zur Alterskohorte der damals ungefähr Dreißigjährigen einte die zehn Personen – wenigstens damals – eine Nähe zur SPÖ und eine nicht so freiwillige Distanz zu den Universitätsinstituten, an denen man zum Soziologen ausgebildet werden konnte. Einige derer, die mit der SPÖ Kreiskys „ein Stück des Weges" (einer der wirksamsten politischen Slogans der Zweiten Republik) zu gehen bereit waren, blieben später sozusagen zurück, während jene, die damals ein Stückerl weiter gehen wollten, anderswohin eilten.

Im Oktober 1975 hatte die SPÖ unter Führung Kreiskys zum zweiten Mal die absolute Mehrheit bei der Nationalratswahl gewonnen. Die Stimmung un-

ter Intellektuellen und vielen Wissenschaftlern, denen die SPÖ in den Jahren davor den Hof gemacht hatte („1000 Experten" halfen ihr angeblich zum Wahlerfolg 1970), war derart, dass man – aus Überzeugung oder Opportunismus – die Nähe der Mächtigen suchte und von diesen wohlwollend mit Aufträgen bedacht wurde, was die in den Universitäten Etablierten noch viele Jahre lang naserümpfend erwähnenswert fanden. Sozialwissenschaftliche Institute wurden, zumeist außerhalb der Universitäten, gegründet und alimentiert. Eine Forschungsnotiz im ersten Heft der ÖZS berichtet, dass in den beiden Jahren davor eine Bestandsaufnahme der sozialwissenschaftlichen Forschung durchgeführt worden sei, in deren Rahmen auch die „Sozialforschung als Auftragsforschung öffentlicher Instanzen" untersucht worden sei (viele Jahre später erschienen als Knorr u. a. 1981).

Das große Einverständnis bestand aber nicht nur mit der auftraggebenden (Regierungs-)Partei, sondern mit Österreich als Ganzem; kaum jemals davor und nicht mehr für lange danach fühlten sich Intellektuelle und (Sozial-)Wissenschaftler so sehr eins mit ihrem Heimatland, das zwar noch ein wenig zu reformieren war, aber mit dem sich zu identifizieren damals leicht fiel. Das internationale Ansehen des Regierungschefs, das zuhause noch ein wenig greller gemalt wurde als es wirklich war, gehört ebenso hierher wie das Verborgenbleiben der sich abzeichnenden Bruchlinien: Im ersten Heft der ÖZS findet man in Bernd Marins „‚Antisemitismus ohne Antisemiten?' Zum nachfaschistischen Antisemitismus in Österreich" zwar einen Hinweis auf die Artikelserie der Kronen Zeitung „Die Juden in Österreich", die Beleidigung Simon Wiesenthals durch Kreisky im Gefolge des Wahlkampfs 1975 blieb hingegen unerwähnt (vielleicht, weil die rüde Ehrabschneidung damals nicht einmal als Beleidigung wahrgenommen wurde). In einem langen Rezensionsaufsatz, der sich mit einer Veröffentlichung des damals führenden Wirtschaftsberaters des Gewerkschaftsbundes auseinander setzt, trifft man auf die in den Tabellen nicht nachvollziehbare Behauptung steigender Arbeitslosenzahlen, und der Hinweis auf Strukturprobleme des Kapitalismus darf nicht fehlen. Aber man liest noch nichts von der „Umwelt", wohl aber eine Kritik am Demokratiedefizit der Sozialpartnerschaft.

Der für die neue Zeitschrift gewählte Titel war also in mehr als einer Hinsicht zutreffend gewählt worden, man wollte sich mit Österreich auseinander setzen, fand das auch lohnenswert und erwartete, dafür belohnt zu werden; der Titel camouflierte aber zugleich eine Bruchlinie, die auch später undiskutiert bleiben sollte und dennoch bis heute in der ÖZS ihre Spuren hinterlassen hat: der Konflikt mit den Soziologieprofessoren der Wiener Universität, denen 1972 die Führung der ÖGS abgerungen wurde – so klingt es jedenfalls, wenn man den übereinstimmenden Erzählungen der beteiligten Rebellen Glauben schenkt. Die Gründung der ÖZS war (auch) eine Gründung gegen die ältere

Generation, mit der dann und wann Sträuße ausgefochten wurden, die sich aber vor allem darin niederschlug, dass die Zeitschrift für lange Zeit von außeruniversitären und von Soziologen des Mittelbaus dominiert wurde.

Bis heute hat die überwiegende Mehrheit der jemals an einer österreichischen Universität tätigen „Ordinarien" für Soziologie es unterlassen, in der ÖZS wissenschaftlich zu veröffentlichen, was Rainer Münz in einem aufschlussreichen Editorial anlässlich des fünfjährigen Bestehens der ÖZS unter dem Titel „Noten zur Lage der österreichischen Soziologie und ihrer Kommunikationsmedien" so erklärt: „Zugänge zu institutionellen Ressourcen, zu einer Professur, zu einer vergleichbaren Position in einem außeruniversitären Forschungsinstitut oder im Bereich der Hoheitsverwaltung, eröffneten sich den Sozialwissenschaftlern(innen) hierzulande bisher nicht unbedingt aufgrund reger Publikationstätigkeit." (Münz 1981, S. 3) Auch das ist gewiss nicht die ganze Wahrheit, aber eine bis ins Detail zutreffende Wiedergabe der Ansichten der Redakteure und jener, in deren Namen sie sprachen. Man hielt sich schlicht für den produktiveren Teil, dem von Seiten der Universitätssoziologie zu Unrecht die Anerkennung verwehrt wurde.

Auch im zehnten Jahr ihres Bestehens hat sich am Übergewicht der jüngeren Autoren (lag das Durchschnittsalter in den ersten drei Jahrgängen bei 33 Jahren, stieg es im Jahrgang 1983/84 auf 36 Jahre an) nichts Grundlegendes geändert, der Anteil der nicht-österreichischen Autoren stieg ein wenig an (auf 24%) und der derjenigen, die im universitären Bereich tätig waren, blieb mit einem Viertel ungefähr gleich. (Fischer-Kowalski 1985, S. 5)

Dieses Editorial zum ersten Heft des 10. Jahrgangs war das letzte, das sich mit der Frage der Positionierung der ÖZS in der österreichischen Soziologie auseinander setzte. Es war auch für lange Zeit das letzte, in dem über die Autoren und die Beiträge tabellarisch Auskunft gegeben wurde. (Schmeikal 1992; Haller 1993, Crothers 2000) Es scheint ganz so, als hätte die ÖZS nach Ablauf eines Jahrzehnts ihren Platz gefunden, jedenfalls fühlte sich danach niemand mehr veranlasst, Rechenschaft zu geben oder Programmatisches zu formulieren.

Wessen und welche Zeitschrift?

In einem „Offenen Brief zur Ausrichtung der ÖZS an ihre Herausgeber und Redaktion" kritisierte jüngst einer ihrer früheren Redakteure deren „Schreiben im Elfenbeinturm". Während Haller den Anteil der österreichischen Autoren, den er für zwei Jahrgänge ausgezählt hat, mit 51% „angemessen" findet, ist ihm das Viertel der Hauptartikel, in denen „mit systematischen empirischen Daten" hantiert worden sei, zu gering. Zum Vergleich zitiert er die Schweizerische Zeitschrift, die Kölner Zeitschrift und die American Sociological Review, wo zwi-

schen 47 und 95 Prozent der Hauptbeiträge Hallers Verständnis von Empirie genügten. Lassen wir die Frage der Empiriehaltigkeit vorläufig beiseite, so fällt auf, dass Haller „zwei Ziele" von der Kritik ausnimmt, was in der Replik einiger Redakteure postwendend in Abrede gestellt wird: Die ÖZS diene österreichischen Autorinnen und Autoren und habe Österreich zum Gegenstand zu haben. (Haller 2000, S. 34)

Was der offene Brief ausgespart und worauf die replizierenden Redakteure (Gabriel u. a. 2000) zu Recht hinweisen, ist der Umstand, dass österreichische Soziologinnen und Soziologen die ÖZS immer dann meiden, wenn sie ihre Beiträge anderswo unterbringen können (der Schreiber des offenen Briefes dürfte hier keine Ausnahme bilden). Der heimischen Zeitschrift überlässt man dann jene Beiträge, die anderswo wirklich nicht unterzubringen sind, entweder weil sie einen zu ausdrücklichen Österreichbezug haben – oder, wie man vermuten kann, aus Qualitätsgründen anderswo nicht angenommen wurden.

Die Zwickmühle, in der sich alle Akteure befinden, ist offensichtlich: Österreichische Autoren sind nicht darauf beschränkt, ihre Produkte nur auf dem nationalen Markt feilzubieten. Wenn sie die Spielregeln des akademischen Lebens verstanden haben und meinen, mehr als nur lokale Bedeutung zu verdienen, werden sie versuchen, ihre Texte dort unterzubringen, wo sie die größte Sichtbarkeit finden und den meisten Applaus ernten. Der Impact Factor oder Derivate desselben funktionieren hier wie anderswo Börsenkurse; sie zeigen an, was die zugkräftigen Märkte sind, die es zu erobern gilt. Wobei derartige standardisierte Maße jene Zeitschriften benachteiligen, die nicht zur Elite der mit einer Hand abzählbaren weltweit prominentesten Organe gehören. Mitglied dieser Elite wird ein Organ, weil es wahrgenommen wird und Beiträge, die dort erscheinen, daher auch die Chance haben, zitiert zu werden.

Benachteiligt werden bei dieser Konkurrenz um Sichtbarkeit Organe, die thematisch ein sehr breites Spektrum abdecken, was für jede nationale Zeitschrift zutreffen dürfte. Hochspezialisierte subdisziplinäre Organe haben eine weitaus bessere Chance, ihren impact factor zu erhöhen, gerade weil sie von einer zahlenmäßig eher kleinen Gruppe wahrgenommen und zitiert werden. Der brillanteste Artikel sagen wir über demographische Fragen wird, würde er in der ÖZS, noch dazu auf Deutsch erscheinen, keine Resonanz finden, während noch der banalste, wenn er in Demography platziert werden kann, eine gute Chance hat, von anderen Demographen wahrgenommen zu werden. Das Gleiche gilt für Zeitschriften, die sich einer der Modewellen verschrieben haben, wenigstens solange die jeweilige Mode anhält.

Ein denkbar schlechter Platz sind jedenfalls nichtspezialisierte und Organe, die in Sprachen erscheinen, die Ausländer nicht wahrzunehmen brauchen. Für die ÖZS trifft beides zu.

Das ist ja alles nicht so schrecklich neu, dass es nicht gewusst werden könnte. Eine gehörige Portion Hochnäsigkeit gegen bibliometrische Verfahren passt allerdings sehr gut zu jenen, die selbst danach streben, ihre Produkte an gut sichtbaren Plätzen auszustellen.

Die ÖZS war daher immer das Blatt für den Nachwuchs – und für Brosamen der Arrivierten.

Die geringe Höhe der Eintrittsschwelle ist für Novizen der akademischen Soziologie attraktiv und angstreduzierend, was ja nicht der übelste Nebeneffekt eines nationalen Zentralorgans ist. Auch das hat natürlich seine Schattenseite, weil Eleven über kurz oder lang entweder höhere Schwellen überwinden oder ihre Werke von denen reputierlicherer Autoren umgeben sehen wollen. Diese Ambivalenz ist wohl der Grund, warum nahezu jede Autorin und jeder Leser der ÖZS mit ihr unzufrieden ist: Seine eigenen Beiträge leicht unterzubringen ist das eine, sie neben anderen, leicht untergebrachten veröffentlicht zu sehen, die ungeliebte, aber notwendige andere Seite.

Ein klein wenig Empirie

Ein Bild, das sich über die Jahre hinweg formt, muss bekanntlich nicht unbedingt ein getreues Abbild der Realität sein. Aus diesem Grund habe ich die ersten beiden und die jüngsten beiden Jahrgänge der ÖZS zur Hand genommen und einige leicht feststellbare Variablen ausgezählt (s. Tabelle 1). Die meisten bedürfen keiner langatmigen Rechtfertigung und das Fehlen einiger anderer ist, wie immer, bedauerlich. Alter, Status, regionale Verteilung, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern wie das zwischen universitär und außeruniversitär Beschäftigten ließen sich an Hand der biografischen Informationen über die Autoren (in den jüngeren Jahrgängen finden sich diese Angaben nur für Verfasser von Hauptbeiträge) feststellen. Die Frage, ob es sich bei dem in der ÖZS veröffentlichten Aufsatz um den oder einen der ersten überhaupt publizierten handelt, konnte nicht beantwortet werden, lässt sich aber vielleicht über das Alter näherungsweise schätzen.

Überraschend ist die geringe Zahl weiblicher Autoren in der ÖZS. Wenn man berücksichtigt, dass der Frauenanteil unter den Absolventen der Studienrichtung Soziologie im Studienjahr 1997/98 73 Prozent betrug (gegenüber 36 Prozent im Studienjahr 1988/89), so ist das jedenfalls eine deutliche Unterrepräsentation, die dadurch noch bedenklicher wird, dass sie im Abstand eines Vierteljahrhundert eher größer wurde. (Hochschulbericht 1990 und 1999) Ziemlich sicher gehörte Mitte der Siebzigerjahre eine ausdrückliche Frauenförderung nicht zur Politik der Redaktion, ob das heute anders ist, entzieht sich

meiner Kenntnis. Warum so wenig Frauen zu den Autoren der ÖZS zählen, bleibt in jedem Fall etwas rätselhaft.

Tabelle 1:
Vergleich der ersten beiden und der jüngsten beiden Jahrgänge der ÖZS

	Jg. 1 und 2		Jg. 24 und 25	
	absolut	in %	absolut	in %
Autoren	67		31	
Frauenanteil	18	26	7	22
Unter 30-Jährige	30	45	3	10
Über 50-Jährige	2	3	5	16
Habilitierte	8	12	19	61
Nichtuniversitäres Beschäftigungsverhältnis	16	24	1	3
Nicht in Österreich beschäftigt	5	7	15	48
Hauptaufsätze	38	53	26	52
Mehrfach-Autorenschaft	10	26	3	11
Themenhefte	4	80	3	40

Der Rückgang der Zahl der Autoren, bei annähernd unverändert bleibender Gesamtzahl der Hauptartikel verweist auf eine Tendenz zur Individualisierung der wissenschaftlichen Produktion. Nur drei Hauptaufsätze der letzten beiden Jahre resultierten aus der Zusammenarbeit von zwei oder mehr Autoren, während es in den beiden Anfangsjahren zehn waren.

Weniger überraschend, in der Deutlichkeit aber doch bemerkenswert sind der Wandel des Alters und des Status der Autoren der ÖZS. Fast scheint es so, als wäre die Autorenschaft mit der Zeitschrift gealtert und derweilen im universitären Statussystem aufgestiegen. Jedenfalls wird man sich wohl von der, auch von mir bislang geteilten Auffassung, die ÖZS sei das Organ für Einsteiger in den akademischen Publikationsmarkt, verabschieden müssen. Doch wessen Organ ist sie dann? Das von etablierten professionellen Soziologen deutscher Sprache und jener außerhalb Österreichs Tätigen, die im Kontakt mit Österreichern stehen und von diesen zur Veröffentlichung in der ÖZS eingeladen werden.

Dieser Wandel ist auch daran ablesbar, dass bestimmte Textsorten, zu deren Einreichung die „Informationen für Autor/inn/en" unverdrossen einladen, nicht mehr in der ÖZS erscheinen, falls sie es denn jemals in bemerkenswertem Umfang taten. Glossen, in denen „wissenschaftliche Einfälle" (was immer das sein mag) kund getan werden mögen, und „Diskussionsbeiträge zu bisherigen Veröffentlichungen der Zeitschrift" sind in der ÖZS schon seit Jahren eine vom

Aussterben betroffene Text-Spezies (der letzte Diskussionsbeitrag zu einem in der ÖZS erschienenen Artikel erschien 1993 und stammte bezeichnenderweise von einem ostdeutschen Kollegen, der einen Westdeutschen kommentierte). Lohnt es, sie zu schützen oder gar für ihre Wiederansiedlung aktiv zu werden? Die Antworten darauf werden wohl von verschiedener Seite unterschiedlich ausfallen.

Im Zusammenhang mit einem weiter oben schon kurz angesprochenen generellen Thema lässt sich ein Problem erörtern, das wenigstens mir bedenkenswert erscheint und nicht nur subjektive Präferenzen zum Ausdruck bringt. Die ÖZS sollte die Zeitschrift der österreichischen Soziologen (angesichts der faktischen Marginalisierung der Soziologinnen in der ÖZS schiene es mir irreführend, mich einer mehr inklusiven Ausdrucksweise zu bedienen) sein und sich mit Österreichs Gesellschaft auseinander setzen. Das stand so im ersten Heft und eben das forderte Haller kürzlich von der Redaktion ein. Nun bedarf es keiner langen Begründung, um festzuhalten, die soziologische Erkenntnis unterscheide sich von der beispielsweise der Drosophila melanogaster dadurch, dass wir immer auch Teil des zu Analysierenden sind und als solche, als gewöhnliche Gesellschaftsmitglieder, auch von Motiven, Interessen und Affekten geleitet werden, die wir als professionelle Soziologen hintanhalten sollten. Dass uns das nicht immer gelingt, wissen wir nur zu gut. Wenn dem aber so ist, dann sind unsere für pur gehaltenen Erkenntnisse wohl nur in den seltensten Fällen frei von Partikeln unserer Alltagssichtweisen. Eine Konsequenz, die sich aus dieser hoffentlich nicht kontroversiellen Sicht ergäbe, bestünde aber dann gerade darin, dass wir Soziologen uns unserer Erkenntnisse viel weniger sicher sein dürften als die Fruchtfliegenforscher. Woraus weiters folgen würde, dass es zum essentiellen Bestandteil unseres professionellen Tuns gehören sollte, unsere Thesen und Erkenntnisse mit denen anderer zu vergleichen und sie von anderen kritisieren zu lassen. Kann man sich einen besseren Ort dafür vorstellen, als eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift, die obendrein dank eines Beschlusses des sie herausgebenden Vereins allen seinen Mitgliedern als Bonus für die Mitgliedschaft frei Haus geliefert wird?

Die Realität ist eine andere. Diskutiert wird unter Österreichs Soziologen nur an Orten und in Organen, die dem helleren Licht einer Teilöffentlichkeit entzogen sind – und worüber dort „diskutiert" wird, wissen wir recht gut. Die seltene Ausnahme von dieser regelhaften Scheu vor Kontroversen war der vorjährige Kongress für Soziologie, während dessen manche Meinungsverschiedenheit zumindest benannt wurde, auch wenn kaum eine ausdiskutiert wurde.

Eine Spiegelung findet die mangelnde Bereitschaft zum Streit um die Sache unter Österreichs Soziologen in der zum Stillstand gekommenen Neugier gegenüber der, das heißt unserer Gesellschaft. Während die Beiträge der frühen

Hefte der ÖZS noch von Begeisterung über die Tauglichkeit der eben erworbenen Erkenntnisinstrumente sprühen, kommen die jüngsten Aufsätze sprachlich einher wie Jahresberichte von Aufsichtsratsvorsitzenden im Angesicht der vor sich hin schlummernden Versammlung von Generalbevollmächtigten und anderen Teilnahmslosen. Nicht einmal das Äquivalent zu aufmüpfigen Kleinaktionären lässt sich heute unter Soziologen ausmachen.

Das hängt wohl ursächlich damit zusammen, dass wir, was wir an Erkenntnissen über die österreichische Gesellschaft zuwege bringen, zuallererst unseren Auftraggebern verdeutschen (müssen). Diese Versionen dem prüfenden Blick der Kollegen vorzulegen wäre wohl ein wenig zu peinlich oder würde den Lesern – trotz aller Kritik-Aversion auf beiden Seiten – jenes müde Lächeln abnötigen, das uns ja dann doch wieder kränken könnte. Über die essentiellen Mängel der heimischen Gesellschaft (neue Armut, Fremdenfeindlichkeit, bürokratische Sklerose, korporatistische Realverfassung etc.) haben wir auf relativ hohem Niveau des unausgesprochenen Konsens Einigkeit erzielt, die öffentlich heftig umstrittenen Themen (Vergangenheit und Aktualität des dunkelsten Kapitels der jüngsten Geschichte, europäischer Einigungsprozess, NATO und Neutralität, Intervention der Staatengemeinschaft und moderne Kriegsführung und internationales Krisenmanagement etc.) werden von anderen eloquenter debattiert. Was bleibt sind eben jene Spezialkompetenzen (im Bereich der Arbeitsmarktforschung, Generationen, Psychiatriereform, Wohnraumversorgung, Einwanderung, Drogenpolitik etc.), die daheim zur Ausübung von Beratungstätigkeiten taugen und im Ausland vielleicht gerade noch aus komparativen Gründen Interesse finden können.

Wenn diese Skizze auch nur 50 Prozent der zu erklärenden Varianz zu erfassen vermochte, dann ist klar, dass, was in einer Zeitschrift wie der ÖZS erscheint, davon nicht unbeeinflusst bleiben kann. Eine Reaktion ist das Ausweichen in Abstraktion, allgemeine, aber gegenüber der Realanalyse unverbindliche Erwägungen über theoretische Fragen, die in der deutschsprachigen Soziologie seit Alters her hohes Ansehen genießen, aber meist wenig zur Erkenntnisvermehrung beitragen (was, um es ausdrücklich zu sagen, nur ein Kriterium soziologischer Produktbewertung sein sollte). Um die drei anderen Auswege ist es ähnlich bestellt: erstens, die Intensivierung der Arbeit an der Verfeinerung oder auch nur die Problemdiskussion des technisch-methodischen Apparats der Sozialforschung, zweitens, die vermehrte Hinwendung zur Vergangenheit der eigenen Disziplin und, drittens, die Flucht in den Eskapismus der randständigen Themen, die unterhaltsam und erkenntniserweiternd sein können, wenn sie der Tradition gut geschriebener Essays nacheifern, zu deren Ahnherren für mich Georg Simmel, Everett Hughes, Ralf Dahrendorf oder Daniel Bell zählen, die allerdings zumindest bei mir die gegenteilige Reaktion auslösen, wenn das obskure Objekt soziologischer Begierde schlecht beschrieben präsentiert wird.

Alle vier Reaktionsformen finden sich in den letzten Jahrgängen der ÖZS, was man feststellen kann, ohne auch nur eine Zeile lesen zu müssen: Tabellen haben schon lange Seltenheitswert in der glücklicherweise seit längerem nicht mehr in Spalten gesetzten ÖZS. Das muss ja noch nichts bedeuten, aber es signalisiert eine weitere Veränderung gegenüber den Anfangsjahren, in denen noch der kritischste Artikel nicht ohne Datenpräsentation das Auslangen finden wollte.

Statt eines Ausblicks

Aus dem Rückblick auf 24 Jahre ÖZS ergeben sich keine Hinweise darauf, was ein Rückblick in einem weiteren Vierteljahrhundert vielleicht erwähnenswert finden wird. Vielleicht wird das Kürzel ÖZS auch dann noch blassrot auf grauem Umschlag gedruckt sein, was als Ausdruck der Widerständigkeit gegen modische Relaunches fast schon sympathisch ist. Auch, ob der Regionalproporz der Redaktion eine Notwendigkeit für diese Art von Journalen sein muss, lässt sich weder heute noch wohl auch im Jahr 2026 feststellen. Die alte Frontstellung gegen die Ordinarien der Universität (Wien) wird dann mit Sicherheit nur noch blass erinnert werden – und ist wohl schon heute nur noch Teil der Folklore der alten Hasen. Ob wissenschaftliche Aufsätze überhaupt noch in papierener Form publiziert werden, wo doch schon heute sogar die ÖZS wenigstens die Inhaltsverzeichnisse und Abstracts ins WWW hängt, wird sich mit ziemlicher Sicherheit schneller entscheiden. Sicher scheint mir zu sein, dass in den nächsten 25 Jahren vermutlich weder ein des Amts enthobener Priester noch ein Partei-Zentralsekretär eine Rolle spielen werden; ob zum Kreis der Autoren der ÖZS auch weiterhin (künftige) Minister, Dichter und Rektoren zählen werden, darf bezweifelt werden, aber vielleicht dient die ÖZS auch künftigen Generationen von jungen Soziologinnen (wieder) als Plattform, von der aus sie zu Größerem starten, und vielleicht findet sich ja auch noch einmal ein Physiker, der seine Karriere, die ihn bis in die lichten Höhen der Österreichischen Staatspreisträger für Kulturpublizistik tragen sollte, mit einem Kommentar in der ÖZS über die „Grenzen der Aufklärung" beginnt und mit einer „Erinnerung an eine Theorie" (die Marx'sche war's) zwölf Jahre danach beendet.

Danksagung

Gerade weil es in der ÖZS nicht üblich ist, danke ich umso herzlicher jenen, die eine frühere Version dieses Textes gelesen haben und deren Kommentare, Verbesserungsvorschläge und Kritiken mich zur Überarbeitung veranlasst haben:

Marianne Egger de Campo, Lola Fleck, Peter Gasser-Steiner, Gerald Mozetič, Albert Müller, Irene Müller, Reinhard Müller und Dirk Raith. Selbstredend trägt keiner der Genannten irgendeine Verantwortung für die von mir gefällten Urteile.

Literatur

Bachmayer, Ruth, Josef Bucek und Max Preglau, Sozialpartnerschaft – was nun?, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 1. 1976, S. 56–64.

Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Hochschulbericht 1990, Wien o. J.

Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Hochschulbericht 1999, Wien o. J.

Fischer-Kowalski, Marina, Editorial, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 10. 1985, S. 3–7.

Crothers, Charles, Austrian Sociology: A Case Study in the Production of Social Knowledge, in: Christian Fleck, Hrsg., Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften, SonderBand 5 der ÖZS, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 267–286.

Gabriel, Manfred, Joachim Gerich und Meinrad Ziegler, Eine Antwort aus der Redaktion auf den offenen Brief von Max Haller, in: Informationen der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, H. 1/2000, S. 37 f.

Haller, Max, Zur Relevanz empirischer Studien in soziologischen Zeitschriften, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 18. 1993, S. 3–9.

Haller, Max, Schreiben im Elfenbeinturm? Ein offener Brief zur Ausrichtung der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie (ÖZS) an ihre Herausgeber und Redaktion, in: Informationen der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, H. 1/2000, S. 34–36.

Knorr, Karin, Max Haller und Hans Georg Zilian, Sozialwissenschaftliche Forschung in Österreich, Wien: Jugend & Volk 1981.

Marin, Bernd, „Antisemitismus ohne Antisemiten!" Zum nachfaschistischen Antisemitismus in Österreich, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 1. 1976, S. 1–14.

Münz, Rainer, Fünf Jahre ÖZS – Noten zur Lage der österreichischen Soziologie und ihrer Kommunikationsmedien, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 6. 1981, S. 3–7.

Schmeikal, Bettina, Die Österreichische Zeitschrift für Soziologie im Spiegel von Datenbanken – ein Vergleich, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 17. 1992, S. 118 f.

Sonderdruck

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen
© Westdeutscher Verlag GmbH, Wiesbaden 2001

6. Jahrgang

Heft 2/2001

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE

Andreas Balog/Eva Cyba
Anspruch und Realität. 25 Jahre ÖZS

Walburga Gáspár-Ruppert
Einige Anmerkungen zur Zukunft wissenschaftlicher Journale

Leopold Rosenmayr
Soziologie wohin?

Christian Fleck
Verblichene Röte auf grauem Hintergrund:
Ein Vierteljahrhundert ÖZS

25 JAHRE ÖZS

Westdeutscher Verlag